

Victoria Preis, Aaron Lahl,
Patrick Henze-Lindhorst (Hg.)

Vom Lärmen des Begehrens

Psychoanalyse und lesbische Sexualität



Psychosozial-Verlag

Victoria Preis, Aaron Lahl, Patrick Henze-Lindhorst (Hg.)
Vom Lärmen des Begehrens

Das Anliegen der Buchreihe BIBLIOTHEK DER PSYCHOANALYSE besteht darin, ein Forum der Auseinandersetzung zu schaffen, das der Psychoanalyse als Grundlagenwissenschaft, als Human- und Kulturwissenschaft sowie als klinische Theorie und Praxis neue Impulse verleiht. Die verschiedenen Strömungen innerhalb der Psychoanalyse sollen zu Wort kommen, und der kritische Dialog mit den Nachbarwissenschaften soll intensiviert werden. Bislang haben sich folgende Themenschwerpunkte herauskristallisiert: Die Wiederentdeckung lange vergriffener Klassiker der Psychoanalyse – wie beispielsweise der Werke von Otto Fenichel, Karl Abraham, Siegfried Bernfeld, W. R. D. Fairbairn, Sándor Ferenczi und Otto Rank – soll die gemeinsamen Wurzeln der von Zersplitterung bedrohten psychoanalytischen Bewegung stärken. Einen weiteren Baustein psychoanalytischer Identität bildet die Beschäftigung mit dem Werk und der Person Sigmund Freuds und den Diskussionen und Konflikten in der Frühgeschichte der psychoanalytischen Bewegung.

Im Zuge ihrer Etablierung als medizinisch-psychologisches Heilverfahren hat die Psychoanalyse ihre geisteswissenschaftlichen, kulturalistischen und politischen Bezüge vernachlässigt. Indem der Dialog mit den Nachbarwissenschaften wiederaufgenommen wird, soll das kultur- und gesellschaftskritische Erbe der Psychoanalyse wiederbelebt und weiterentwickelt werden.

Die Psychoanalyse steht in Konkurrenz zu benachbarten Psychotherapieverfahren und der biologisch-naturwissenschaftlichen Psychiatrie. Als das ambitionierteste unter den psychotherapeutischen Verfahren sollte sich die Psychoanalyse der Überprüfung ihrer Verfahrensweisen und ihrer Therapie-Erfolge durch die empirischen Wissenschaften stellen, aber auch eigene Kriterien und Verfahren zur Erfolgskontrolle entwickeln. In diesen Zusammenhang gehört auch die Wiederaufnahme der Diskussion über den besonderen wissenschaftstheoretischen Status der Psychoanalyse.

Hundert Jahre nach ihrer Schöpfung durch Sigmund Freud sieht sich die Psychoanalyse vor neue Herausforderungen gestellt, die sie nur bewältigen kann, wenn sie sich auf ihr kritisches Potenzial besinnt.

BIBLIOTHEK DER PSYCHOANALYSE
HERAUSGEGEBEN VON HANS-JÜRGEN WIRTH

Victoria Preis, Aaron Lahl,
Patrick Henze-Lindhorst (Hg.)

Vom Lärmen des Begehrens

Psychoanalyse und lesbische Sexualität

Mit Beiträgen von Ulrike Auge, Jirko Börner, Hanna Brögeler,
Carolin Cyranski, Sonja Düring, Lilli Gast, Insa Härtel,
Patrick Henze-Lindhorst, Julia Holzmann, Marco Kammholz,
Manuela Kay, Anna Koellreuter, Annalina Kretz, Aaron Lahl,
Eva Marie Lehner, Victoria Preis, Ilka Quindeau,
Almut Rudolf-Petersen, Caroline A. Sosat, Julia Tomanek,
Manuela Torelli, Samuel Noah Werner und Benedikt Wolf

Psychosozial-Verlag



Vielen Dank für die freundliche Unterstützung
an die Initiative Queeres Kulturhaus
des Elberskirchen-Hirschfeld-Hauses

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten
sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Originalausgabe

© 2021 Psychosozial-Verlag, Gießen

E-Mail: info@psychosozial-verlag.de

www.psychosozial-verlag.de

Alle Rechte vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Umschlagabbildung: Leonie Puttkamer 1919 © Sigmund Freud Privatstiftung, Wien

Autor*innenfoto Umschlagrückseite: © Hilde Muffel

Umschlaggestaltung und Innenlayout nach Entwürfen von Hanspeter Ludwig, Wetzlar

ISBN 978-3-8379-3038-2 (Print)

ISBN 978-3-8379-7754-7 (E-Book-PDF)

Inhalt

Einleitung

9

Victoria Preis, Aaron Lahl & Patrick Henze-Lindhorst

Historie

Psychoanalyse und weibliche Homosexualität

25

Ein historischer Abriss

Aaron Lahl, Patrick Henze-Lindhorst & Victoria Preis

Herrische Liebe

45

Freuds homosexuelle Patientin Margarethe Trautenegg
(geborene Csonka)

Aaron Lahl

Die letzte Szene zur ersten machen

69

Ein Vorschlag für das Durcharbeiten
der lesbenfeindlichen Symptomatik der Psychoanalyse

Benedikt Wolf

Gespräch

»Zum gepflegten Lesbentum gehören auch gepflegte Hände«

81

Ein Gespräch mit Manuela Kay

Patrick Henze-Lindhorst

Psychoanalytische Theorien zur lesbischen Sexualität

Psychodynamik lesbischer Sexualität – reloaded	97
<i>Manuela Torelli</i>	
Penisneid und gewähltes Trauma	115
Ein Kommentar zu Manuela Torelli	
<i>Aaron Lahl</i>	
Hetero-, Homo-, Bi-, Poly-, Pan-, *.*-Sexualität	125
Wie sinnvoll ist die Kategorisierung des Sexuellen?	
<i>Ilka Quindeau</i>	
Das sexuelle Rätsel zwischen Hetera und Lesbe	139
<i>Anna Koellreuter</i>	
»Nicht einmal ›butch‹ wird hier richtig ausgesprochen!«	155
Überlegungen zu lesbischer Sexualität im psychoanalytischen Diskurs	
<i>Almut Rudolf-Petersen</i>	
»My Heart Belongs to Daddy Mummy«	173
Einige Gedanken zu Eva Poluda-Korte und Judith Butler	
<i>Lilli Gast</i>	
Die Sehnsucht der Frau nach der Frau	181
Ein positiver Blick auf die psychosexuelle Entwicklung von lesbischen Frauen. Ein Kommentar	
<i>Julia Tomanek</i>	
Lesbische Liebe	191
Begehren als phallische Gefahr?	
<i>Hanna Brögeler & Carolin Cyranski</i>	

Debatte: Psychogenese der Homosexualität?

Das Unbehagen mit der Frage nach dem »Warum?« 201

Ulrike Auge

Zur Frage nach der Psychogenese der Homosexualität 211

Victoria Preis

Kommentare zur Tagung

**Kommentar zum Symposium
»Psychoanalyse und lesbische Sexualität«** 219

Manuela Torelli

Eine Sexualität mit explosivem Potenzial 223

Caroline A. Sosat

Von enttäuschten Erwartungen und unterbrochenen Dialogen 229

Plädoyer für eine Annäherung

Jirko Börner

Lesbisches Traumglück – Lesbisches Miststück 237

Verwirrung über eine Tagung, einen Traum und Judith Le Soldats
psychoanalytische Theorie der Homosexualität

Marco Kammholz

Debatte: Lesben und Trans*

**Von der Variabilität des Begehrens zur Variabilität
des Geschlechts** 249

Einige Überlegungen zur Zunahme von FzM-Transsexualität

Sonja Düring

**Über die Angst vor der Ansteckung und die Pathologisierung
geschlechtlicher Non-Konformität** 261

Samuel Noah Werner

Lesbianismus als idealisierte Weiblichkeit 273

Radikal- und transfeministische Bezüge auf lesbische Sexualität

Annalina Kretz

Kultur & Geschichte

Grenzverletzung, -überwindung, -verwischung 283

Lucía Puenzos *Das Fischkind* (2009)

Insa Härtel

»Sodomiterey und andre dergleichen unnatürliche Sünden« 299

Eine historische Perspektive auf Geschlecht und Sexualität

Julia Holzmann & Eva Marie Lehner

Nachruf

Jenseits des Trends 311

Sophinette Beckers Perspektiven auf Sexualität und Geschlecht

Patrick Henze-Lindhorst

Einleitung

Victoria Preis, Aaron Lahl & Patrick Henze-Lindhorst

Zwischen Sigmund Freuds (1920a) Bemerkung, dass die weibliche Homosexualität »weit weniger lärmend« (S. 271) als ihr männliches Pendant sei, und der Gegenwart liegen etwas mehr als ein Jahrhundert, eine sogenannte sexuelle Revolution und die weitgehende rechtliche Gleichstellung der Homosexualität. Dennoch scheinen Freuds Worte und auch die daran anschließende Feststellung, dass die weibliche Homosexualität »von der psychoanalytischen Forschung vernachlässigt« (ebd.) worden sei, eine geradezu gespenstische Aktualität behalten zu haben. Auch im 21. Jahrhundert steht die lesbische Sexualität sowohl gesellschaftlich als auch in der psychoanalytischen Theoriebildung im Schatten der schwulen. Zwar fordert auch die Schwulenbewegung sichtbares Schwulsein ein, etwa in Form des Einbezugs männlich-männlicher Paare in Medien, Curricula und öffentliche Ämter. Dass die schwule Sexualität aber eine stumme sei, die der Anstrengung einer Sichtbarmachung bedürfe, bewegt die Gemüter der schwulen Aktivisten nicht. Die lesbische Sexualität scheint in einem viel stärkeren Maße durch Unsichtbarmachung, durch Nicht-Ernstnehmen abgewehrt und marginalisiert zu werden. In den vergangenen Jahren verschwisterten sich vor diesem Hintergrund die Begriffe »Sichtbarkeit« und »Lesben« geradezu. Der Kampf gegen die Unsichtbarkeit avancierte zur am lautesten lärmenden Forderung im lesbischen Aktivismus.

Lesbische Sexualität lärmt, lesbisches Begehren lässt sich beschreiben und das Lesbische daran verstehen – sei es in der (psychoanalytischen) Theorie, sei es anhand von Gesprächen mit und unter Lesben oder sei es in der Auseinandersetzung mit lesbischer Kunst und lesbischer Geschichte. Die Behauptung, Lesbisches sei weniger lärmend, ist hingegen häufig das Resultat eines – *hinkenden* – Vergleichs mit dem Schwulen, der vom Fehlen eines verstehenden Zugangs zum lesbischen Begehren zeugt. Die

wohl entscheidenden falschen Parallelisierungen begegnen uns in Bezug auf die eigentlich unterschiedlichen Formen von Diskriminierung und Verfolgung sowie in Hinblick auf die eigentlich unterschiedliche Sexualorganisation auf individueller und subkultureller Ebene. Die Problematisierung des lesbischen Begehrens findet mitunter im Abgleich mit dem schwulen Pendant statt, wobei die Differenz lesbischerseits tatsächlich unter den Teppich gekehrt und mit dem Signum »unsichtbar« gekennzeichnet wird – sodass dort, wo spezifisch Lesbisches zu verstehen wäre, die Unterstellung einer Leere oder Langeweile aufrechterhalten oder bestenfalls das Unvermögen zu verstehen betont wird.

Auch in der Psychoanalyse ist die Rede vom geringen lesbischen Lärm nicht einfach nur eine Feststellung, sondern erzeugt zugleich den Umstand, den sie benennt. Freuds eingangs zitierte Einschätzung etwa verweist zwar auf eine reale gesellschaftliche Situation – die Unsichtbarkeit von Lesben in der Öffentlichkeit –, die er jedoch nicht als solche thematisiert, sondern noch bestärkt, indem er sie ins Wesen der lesbischen Sexualität selbst verlegt. Dieser Versuch, das lesbische Begehren kleinzureden, misslingt ihm allerdings. Der von ihm vorgelegte Fallbericht über eine lesbische Patientin, die er verharmlosend als einen »nicht allzu grellen Fall« (ebd.) bezeichnet, widerspricht seiner bagatellisierenden Rahmung: Die Liebe dieser jungen Frau war alles andere als leise und behutsam, und Freuds Fallbericht vermittelt das auch. So erfahren wir von einem Selbstmordversuch, den seine Patientin als »unzweideutigen Beweis ernster Leidenschaft« gegenüber ihrer Geliebten erbrachte, und dass diese Geliebte »eigentlich eine Kokotte genannt werden dürfte« (ebd., S. 288f.). Ferner erklärt Freud, dass »kein Verbot und keine Überwachung« (ebd., S. 272) seine Patientin von den Wegen ihres Begehrens, ihrer »verzehrenden Leidenschaft von elementarer Stärke« (ebd., S. 295) abbringen konnten. Und schließlich heißt es, dass »starke Todeswünsche« und »Rachsucht« (ebd., S. 290) dem Vater gegenüber im Spiel sein mussten, da seine Patientin sich zu dessen vollster Erbitterung »mit ihrer Angebeteten öffentlich zeige« (ebd., S. 287) und ihre Gefühle gar in »schädliche[r] Offenheit [...] vor aller Welt kundgab« (ebd., S. 274). Suizidversuch als Liebesbeweis, Leidenschaft von elementarer Stärke, Rachsucht, öffentlicher Tabubruch – nicht wenig Lärm für einen »nicht allzu grellen Fall«.

Der Ausdruck »Lärm« geht etymologisch auf den »Alarm« zurück, der wiederum aus dem italienischen »all'arme« hervorgegangen ist: »zu den Waffen«. Nun spricht aus den obigen Freud-Zitaten zwar ein deut-

liches Alarmbewusstsein, doch zu einem offenen Gefecht mit der Analysandin kam es nicht. Die lesbische Patientin, so Freud, habe sich ihm gegenüber der von Zwangsneurotikern bekannten »russischen Taktik« bedient, »in welcher sich der Widerstand gleichfalls bis zu einer bestimmten Grenze zurückgezogen hat, an der er sich dann als unbesiegbar erweist« (ebd., S. 291). Zwar habe sie sich durchaus interessiert gezeigt und seine Deutungen geradezu widerstandslos aufgenommen, doch hinter der oberflächlichen Anteilnahme sah Freud eine kühle Ablehnung der Analyse, einen »Schutzwall« (ebd.), der aus Hass gegen den Vater gebildet sei. Angesichts dieser stummen Übermacht war es dann Freud, der die Waffen streckte:

»Ich weiß aus Erfahrung, wie schwierig es ist, den Analysierten zum Verständnis gerade dieser stummen Symptomatik zu bringen und solche latente, oft exzessiv große Feindseligkeit ohne Gefährdung der Kur bewußtzumachen. Ich brach also ab, sobald ich die Einstellung des Mädchens zum Vater erkannt hatte« (ebd., S. 273).

Freuds Behandlungsabbruch steht emblematisch für das Verhältnis der Psychoanalyse zur lesbischen Sexualität, nicht nur weil er das Scheitern der Herstellung eines analytischen Prozesses bezeugt, sondern auch, weil der Fallbericht einen explosiven Inhalt dokumentiert, der allerdings stumm gehalten wird. Die Psychoanalyse legte – nicht anders als die Gesellschaft – ein destruktives Potenzial in die Lesbe, fasste sie als aggressiv, rachsüchtig, phallisch auf, pathologisierte sie und verwehrte ihr den Zugang zur psychoanalytischen Ausbildung. Doch zugleich vernachlässigte, verschleierte, verniedlichte sie Lesben auch – oder schrak sie gar zurück vor den russischen Taktiken und den elementaren Kräften des lesbischen Begehrens?

An diesem lärmenden Stummbleiben hat sicherlich der lang tradierte Patriarchalismus und Androzentrismus der Psychoanalyse einen wesentlichen Anteil. Solange sie die Frau als penisloses Mängelwesen auffasste, musste die Psychoanalyse das lesbische Begehren verfehlen. Freud (1926e) selbst bezeichnete die weibliche Sexualität als »dark continent« (S. 241). Die Frage, was passiert, wenn zwei Bewohnerinnen dieses Kontinents sich erotisch begegnen, sprengt das von ihm errichtete phallozentrische Denkbauwerk. Doch auch die berechtigte Kritik am Phallozentrismus hob die Taubheit der psychoanalytischen Ohren für das lesbische Begehren nicht auf. AutorInnen, die die weibliche Sexualität nicht mehr in Registern des

Mangels fassten, begriffen lesbisches Begehren weiter als Störung, die verschwinde, sobald die ihr zugrunde liegenden Konflikte aufgelöst seien. Auch in diesem Paradigma, das bis in die 1990er Jahre dominierte und den fortgesetzten Ausschluss von Lesben aus den psychoanalytischen Institutionen begründete, blieb das Begehren der Frau für die Frau verabscheut, verfehlt, unartikulierte. Nur wenige Beiträge brachen mit den lesbenfeindlichen Prämissen, indem sie einen unvoreingenommenen und interessierten Zugang zur lesbischen Sexualität wählten. Bis heute sind solche Arbeiten eine Rarität.

Das Symposium »Psychoanalyse und lesbische Sexualität«

Als wir im Januar 2020 das Symposium »Psychoanalyse und lesbische Sexualität« an der Internationalen Psychoanalytischen Universität Berlin organisierten, verfolgten wir das Ziel, eine produktivere Begegnung der Psychoanalyse mit der weiblichen Homosexualität zu initiieren. Im Anschluss an das vorangegangene Symposium »(Homo)Sexualität und Psychoanalyse« (Januar 2018), das sich – mit dem Anliegen der Ehrung Martin Danneckers begründet – vor allem mit der männlichen Homosexualität befasste (vgl. Henze, Lahl & Preis, 2019), hatten viele Stimmen ihr Bedauern darüber ausgedrückt, dass das lesbische Begehren wieder nicht thematisiert wurde. Wir teilten diesen Eindruck, verstanden ihn auch als Arbeitsauftrag und ließen entsprechend einen Kongress folgen, der sich dezidiert der weiblichen Homosexualität und speziell dem Sexuellen, dem Lesbischen an ihr widmen sollte.

Schon in der Vorbereitung gestaltete sich das Projekt allerdings als ein schwieriges. Tatsächlich ließen sich auch nach breiter Literaturrecherche nur wenige deutschsprachige psychoanalytische Arbeiten finden, die sich explizit mit der Spezifik des Lesbischen befassen. Die letzten größeren Beiträge – etwa der von Eva Maria Alves herausgegebene Band *Stumme Liebe: der »lesbische Komplex« in der Psychoanalyse* (1993) – lagen schon fast 30 Jahre zurück und in der jüngeren Literatur sahen wir uns der Gefahr gegenüber, dass das Besondere des lesbischen Begehrens einem progressiv gemeinten Queering zum Opfer fällt. Weniger geschrieben wurde auch über die besondere Art der Diskriminierung, die Lesben in der Gesellschaft, aber auch durch die Psychoanalyse erfahren (haben). Welche Theorie konnte hier neue Impulse setzen? War unsere Herangehensweise über-

haupt die richtige oder waren wir dabei, den oben skizzierten Denkfehler zu wiederholen, indem wir uns zu sehr an der Vorgängertagung und damit an der schwulen Sexualität und ihren kulturellen Markern (Darkrooms, Promiskuität, Analsex) orientierten, nach deren Äquivalenten wir suchten? Waren wir, die wir weder Lesben noch fertig ausgebildete AnalytikerInnen sind, überhaupt befugt, die Diskussion anzustoßen? Wir entschieden uns trotz dieser offenen Fragen und einiger Widrigkeiten für die Umsetzung der Tagung.

Das Symposium »Psychoanalyse und lesbische Sexualität« entbehrte zwar nicht des Lärms, erinnerte in seinem Verlauf aber auch an die so häufig in der Geschichte vorgefundene verfehlte Begegnung von Psychoanalyse und weiblicher Homosexualität. Die Vorstellungen und Erwartungen von Publikum und Referentinnen überschnitten sich wohl mit unseren inhaltlichen Wünschen nach einer differenzierten Debatte. Doch Psychoanalyse und lesbische Sexualität, vertreten im Publikum durch – grob gesagt – praktizierende PsychoanalytikerInnen auf der einen und lesbisch-feministische AktivistInnen auf der anderen Seite, standen zwar nicht komplett unverbunden, aber häufig unversöhnlich einander gegenüber. Was 2018 noch unter anderem durch die Anziehungskraft Danneckers im aktivistischen wie im psychoanalytischen Spektrum sowie durch die Homosexualitätstheorie Judith Le Soldats gelingen konnte – der für uns grundlegende wertschätzend-neugierige Austausch zwischen beiden Seiten –, ereignete sich beim Nachfolgesymposium nur selten. Die hohen Erwartungen, die sicherlich auch der Tatsache geschuldet waren, dass diese Tagung die erste im deutschsprachigen Raum zu diesem Thema war, schlugen sich 2020 mitunter in Enttäuschung nieder. Zwei Jahre zuvor überwog die Lust an der inhaltlichen, gern auch kontroversen Diskussion. Diesmal hingegen stellten sich die Nachdenken und Kritikfähigkeit einfordernden Zumutungen als Grund für verärgerte Abwehr und frustrierte Abkehr dar.

Für den turbulenten Verlauf des Symposiums waren wohl mehrere Aspekte von Bedeutung. Sicherlich prägten der kontroverse Eröffnungsvortrag Manuela Torellis und die daran anschließende Diskussion die Atmosphäre. Eine Ursache für die mitunter heftigen Reaktionen dürfte gewesen sein, dass wir für den Beitrag einer provokanten Rednerin das Format des feierlichen Eröffnungsvortrags wählten und damit den Eindruck einer diskursiven Setzung erweckten. Uns war der kontroverse Charakter der Thesen Torellis durchaus bewusst. Wir entschieden uns dennoch, ihr den

prominenten Platz des Eröffnungsvortrags einzuräumen, weil sie als lesbische und zur lesbischen Sexualität forschende Analytikerin am ehesten einzulösen schien, wonach wir so sehr gesucht hatten: ein zugleich direktes und durch psychoanalytisches Denken vermitteltes Sprechen über lesbische Sexualität und ihre Konflikte. An Lärm, so dachten wir, würde es bei Torelli sicherlich nicht mangeln. Das sollte sich bewahrheiten, allerdings auf unschöne Weise: Torellis Vortrag stieß keine Diskussion an, sondern wurde mit Empörung und Entsetzen beantwortet. Dass Torelli die Differenzierung zwischen lesbischer Sexualität und den (klinisch relevanten) Symptomen, die in derselben auftreten können, in ihrem Vortrag nicht deutlich hervorhob, trug sicherlich dazu bei.

Womit wir nicht gerechnet hatten, war das Ausmaß der Affekte, der Abgrenzungswünsche, des Agierens, das sich im Anschluss an den Eröffnungsvortrag zeigte: Wut, zur Schau gestelltes Desinteresse in Form fluchtartigen Den-Raum-Verlassens oder demonstrativen Auf-dem-Smartphone-Surfens sowie Vorwürfe an die OrganisatorInnen: Seien überhaupt Lesben unter uns? Hätten wir uns ausreichend mit der Theorielandschaft beschäftigt? Fragen, die diskutabel sind, jedoch beim Symposium 2018 nicht aufkamen. Es ging plötzlich viel um Zugehörigkeit und Abgrenzung.

Ein weiterer Grund für den konflikthaften Verlauf der Tagung war wohl, dass wir dem historischen Verhältnis von Psychoanalyse und lesbischer Sexualität keinen eigenen Raum gaben, um eine Auseinandersetzung mit der homosexuellenfeindlichen Vergangenheit der Psychoanalyse anzustoßen. Die Spezifik und die Geschichte der Psychopathologisierung von Lesben blieben dadurch wiederum außen vor. Wir vermuten, dass diese Fehlstelle den Verlauf des Symposiums wie ein unausgesprochener und nicht durchgearbeiteter Konflikt bestimmte.

Eine zusätzliche Spannungslinie ergab sich nach unserem Eindruck daher, dass möglicherweise von aktivistischer Seite eine Affirmation des Lesbischseins erwünscht war. Doch die Psychoanalyse ist eine mit Konflikten und Problemen befasste Wissenschaft und Praxis. Sie betreibt weder Empowerment, noch macht sie die Bejahung von Identität zu ihrem Programm, wie dies die Sprache des Aktivismus mitunter versucht. Es kann in unseren Augen eine lesbenaffirmative Psychoanalyse so wenig geben wie eine hetero-affirmative, wohl aber – und dies war und ist unser Ziel – eine interessierte Debatte zwischen Lesben(aktivistinnen) und PsychoanalytikerInnen. Wir sind der Auffassung, dass eine rein affirmative Herangehensweise weder einer Durcharbeitung der psychoanalytischen Homosexuel-

lenfeindlichkeit noch einem psychoanalytischen Zugang zur lesbischen Sexualität dienlich ist und es eine ertragreiche Diskussion nicht ohne Konflikt und Lärm geben kann.

Trotz der geäußerten Unzufriedenheit war das Symposium »Psychoanalyse und lesbische Sexualität« keine vertane Chance. Fast alle Beteiligten blieben während der gesamten Tagung, diskutierten, tauschten sich aus und debattierten auch im Nachgang mit uns und untereinander. Es bleibt der Eindruck einer spannungsgeladenen Kontroverse, die gerade weil sie mitunter als empörend oder enttäuschend empfunden wurde, über das Symposium hinaus weitergeführt werden muss. Aus diesem Grund entschieden wir uns, den TeilnehmerInnen der Tagung einen Call for Comments zuzusenden, um sie zur Mitgestaltung dieses diskursorientierten Sammelbandes einzuladen.

Der vorliegende Sammelband gibt einen Einblick in eine lärmende Diskussion und erzählt von verfehlten und gelingenden Begegnungen der Psychoanalyse mit der weiblichen Homosexualität. Mit der Orientierung an der Debatte, dem Einbezug nicht-analytischer (beispielsweise lesbenaktivistischer) Perspektiven und einer stärkeren Historisierung des Verhältnisses von Psychoanalyse und lesbischer Sexualität hoffen wir, einige Fehlstellen des Symposiums zu füllen und zugleich dessen produktive Momente fortzuschreiben.

Die Beiträge dieses Bandes

Der *erste Teil des Buches* widmet sich der Geschichte des Verhältnisses von Psychoanalyse und lesbischer Sexualität. In einem ersten Beitrag entwerfen wir als HerausgeberInnen dazu einen historischen Überblick. Wir differenzieren ein ambivalentes Verhältnis in der Frühphase, eine bis in die 1990er Jahre reichende lesbenfeindliche Hochphase, eine darauffolgende Phase der Umorientierung sowie die jüngere Vergangenheit und diskutieren einzelne Arbeiten aus diesen Epochen.

Aaron Lahls Beitrag »Herrische Liebe: Freuds homosexuelle Patientin Margarethe Trauteneegg (geborene Csonka)« widmet sich anschließend der Patientin aus Freuds bereits erwähnter Fallstudie. Vor dem Hintergrund der zur Jahrtausendwende erschienenen Biografie dieser Patientin sowie der transkribierten Interviews, die die inzwischen verstorbenen Biografinnen mit ihr geführt haben, diskutiert Lahl die psychodynamischen

Thesen Freuds neu, insbesondere diejenige, dass seine Patientin in ihrem Liebesverhalten den »männlichen Typus« angenommen habe.

In seinem Beitrag »Die letzte Szene zur ersten machen: Ein Vorschlag für das Durcharbeiten der lesbenfeindlichen Symptomatik der Psychoanalyse« formuliert *Benedikt Wolf* schließlich die These, dass das Verkennen lesbischen Begehrens in der Psychoanalyse mit einer geschlechtlichen Konstellation zusammenhängt: dem Zusammentreffen eines männlichen Analytikers mit einer weiblichen Patientin. Wolf bezieht sich in seiner Analyse der geschlechtlichen und temporalen Dimensionen dieser Verkennungsstruktur auf Jacques Lacans Kritik an Freuds Fallgeschichte der Patientin »Dora«.

Den *zweiten Teil* des Buches bildet ein Gespräch von *Patrick Henze-Lindhorst* mit der lesbischen Aktivistin und Autorin eines lesbischen Sexratgebers Manuela Kay. Das Gespräch handelt von der lesbischen Szene und ihren Veränderungen, von der Verklemmtheit der Psychoanalyse und vor allem von der lesbischen Sexualität, ihren Orten und Organen: »Zum gepflegten Lesbentum«, so Kay, »gehören auch gepflegte Hände«.

Der *dritte Teil* des Buches widmet sich unterschiedlichen psychoanalytischen Zugängen zur lesbischen Sexualität.

Manuela Torelli bietet mit ihrem Beitrag »Psychodynamik lesbischer Sexualität – reloaded« eine Auffrischung ihrer 2008 erschienenen Dissertation zur lesbischen Sexualität und ihren Konflikten. Sie formuliert dabei Thesen über die Ursachen und Mechanismen von sexuellen Problemen bei lesbischen Frauen, beispielsweise die mangelnde Durcharbeitung ödipaler Kränkungen, den Penisneid oder die Verwendung sexualisierter Gewalt als gewähltes Trauma. Ferner skizziert sie notwendige Reifungsschritte für eine leidenschaftliche lesbische Sexualität, wie die Integration sowohl männlich-väterlicher als auch weiblich-mütterlicher Identifikationen oder das Abtrauern infantil-narzisstischer Größenvorstellungen.

In einem Kommentar widmet sich *Aaron Lahl* zwei kontroversen Theoremen Torellis, die er mit und gegen Torelli begrifflich zu präzisieren versucht: dem Penisneid und dem gewählten Trauma. Ferner formuliert er Thesen zu der mal nachlässig-wohlwollenden, mal undifferenziert-empörten Rezeption Torellis.

»Wie sinnvoll ist die Kategorisierung des Sexuellen?«, fragt daraufhin *Ilka Quindeau* und entwickelt das Modell einer geschlechtsübergreifenden Sexualität. Ankerpunkte ihres Modells sind unter anderem die freudschen Konzepte der infantilen Sexualität und der konstitutionellen Bisexualität,

die Auflösung der Verlotungen von Aktivität-Penetrieren-Männlichkeit bzw. Passivität-Einverleiben-Weiblichkeit sowie ein strukturelles und nicht mehr um die bürgerliche Kleinfamilie zentriertes Verständnis des Ödipus-konflikts. Vor diesem Hintergrund plädiert Quindeau dafür, auf die konventionelle Unterscheidung von Homo- und Heterosexualität im psychoanalytischen Diskurs zu verzichten.

In »Das sexuelle Rätsel zwischen Hetera und Lesbe« stellt *Anna Koellreuter* daraufhin eine Vignette aus der Behandlung einer lesbischen Patientin vor, um aufzuzeigen, was sich in der analytischen Situation zwischen Hetera und Lesbe abspielen kann. Sie diskutiert dieses Material vor dem Hintergrund von Jean Laplanches allgemeiner Verführungstheorie sowie seiner Gegenüberstellung von einer gefüllten und einer hohlförmigen Übertragung, welche letztere das Rätsel der Sexualität in der analytischen Situation aufrechtzuerhalten vermag.

Almut Rudolf-Petersens Beitrag »›Nicht einmal ›butch‹ wird hier richtig ausgesprochen!‹ Überlegungen zu lesbischer Sexualität im psychoanalytischen Diskurs« gibt anschließend Einblicke in unterschiedliche Diskussionen zur lesbischen Sexualität in der Psychoanalyse und blickt dabei auch auf den Verlauf des Symposiums zurück. Rudolf-Petersen rekapituliert eine prominente Fallgeschichte der Psychoanalytikerin Mechthild Zeul, wirft die Frage auf, ob Butch und Femme überholte Kategorien sind und stellt unterschiedliche Positionen zur Frage der Psychogenese weiblicher Homosexualität vor.

Lilli Gast zieht in ihrem Beitrag Parallelen zwischen Judith Butlers Verständnis der melancholischen Identifizierung und Eva Poluda-Kortes Konzeption des »lesbischen Komplexes«. Aus der von beiden Autorinnen betonten anfänglich matrisexuellen Orientierung (beider Geschlechter) folge keine ontologische Eigentlichkeit des Begehrens der Frau, so Gast, die aus ihren Überlegungen vielmehr die gesellschaftliche Aufgabe ableitet, dem vielfältigen Begehren symbolische Repräsentationsformen und Handlungsoptionen zu eröffnen.

Ausgehend von ihren negativen Eindrücken vom Symposium erinnert *Julia Tomanek* in ihrem Kommentar »Die Sehnsucht der Frau nach der Frau – ein positiver Blick auf die psychosexuelle Entwicklung von lesbischen Frauen« an die Arbeiten Christa Rohde-Dachsers und Barbara Gissraus, um eine wertschätzendere Perspektive auf lesbische Sexualität zu entwickeln. Tomanek stellt dabei einige von Gissraus Thesen zur psychosexuellen Entwicklung lesbischer Frauen vor, beispielsweise das erhöhte ak-

tiv-aggressive Triebpotenzial, die liebevolle Beziehung zur Mutter und die nur partiell internalisierten patriarchalen Weiblichkeitsbilder.

Angeregt durch Wortbeiträge auf dem Symposium kritisieren schließlich *Hanna Brögeler* und *Carolin Cyranski* in ihrem Kommentar »Lesbische Liebe – Begehren als phallische Gefahr?« die kulturell verankerte Idee der lesbischen Frau als phallisch und männlich. Sie vermuten, dass das Phantasma der Lesbe als einer phallischen Frau maßgeblich für die Schwierigkeiten ist, psychoanalytische Theorien über lesbische Sexualität abseits eines Mangels, abseits des Männlichen und abseits des Phallischen zu entwickeln.

Im *vierten Teil* des Buches stellen wir zwei Beiträge einander gegenüber, die die Sinnhaftigkeit von psychogenetischen Modellen der (weiblichen) Homosexualität diskutieren.

Ulrike Auge formuliert in ihrem Beitrag »Das Unbehagen mit der Frage nach dem ›Warum?‹« eine theoretische, epistemologische und machtanalytische Kritik an psychogenetischen Erklärungsmodellen zur Homosexualität. Die Psychoanalyse trage bis heute der subjektkonstituierenden Erfahrung von Gewalt und Diskriminierung nicht ausreichend Rechnung.

Auch *Victoria Preis* vertritt die Ansicht, dass vereinfachte Modelle zur *Erklärung* der Homosexualität zurückgewiesen werden müssen, wendet jedoch ein, dass im klinischen Kontext das *Verstehen* der Homosexualität nicht tabuiert werden sollte. Preis spricht sich gegen eine prinzipielle Abkehr von der Psychogenese aus und sieht in derart Bekenntnissen eine Reaktionsbildung, die die Spannungen im Verhältnis Psychoanalyse und Homosexualität nur scheinbar löst.

Der *fünfte Teil* des Buches widmet sich Reflexionen über die Tagung »Psychoanalyse und lesbische Sexualität« und deren turbulenten Verlauf.

In einem kurzen Kommentar stellt *Manuela Torelli* Hypothesen zu den negativen Reaktionen auf ihren Vortrag auf. Als einen wesentlichen Faktor führt sie an, dass ihre Thesen bei einem Laienpublikum zu Missverständnissen führen.

In ihrem Beitrag »Eine Sexualität mit explosivem Potential« bietet *Caroline A. Sosat* einen Rückblick auf den Verlauf der Tagung und führt verschiedene Gründe für die aufgeriebene Atmosphäre an, so etwa ein zu enges Zeitkorsett oder undifferenzierte Thesen im Eröffnungsvortrag. Sie kommt zu dem Schluss, dass sowohl die Vorträge als auch die Gegenreden das Schillern und die Sprengkraft der weiblichen Frauenliebe offenbaren.

Jirko Börner bemerkt in seinem Kommentar »Von enttäuschten Erwartungen und unterbrochenen Dialogen. Plädoyer für eine Annäherung«, dass das Zurückschauen auf die Pathologisierung und Diskriminierung von Lesben auf dem Symposium nur eine untergeordnete Rolle spielte. Das gemeinsame Erinnern und Durcharbeiten lesbenfeindlicher psychoanalytischer Konstruktionen sei jedoch der erste Schritt für die Wiederaufnahme eines Dialogs, der ursprünglich von der Analyse selbst aufgekündigt wurde.

Ein Stuhlkreis mit hitzig diskutierenden Lesben, ein Flirt mit einem dabeisitzenden Analytiker, eine Kitzelei mit einer Sitznachbarin ... *Marco Kammholz* versucht mithilfe der psychoanalytischen Homosexualitätstheorie Judith Le Soldats diese Szenen aus einem Traum im Nachgang des Symposiums zu entschlüsseln. Schließlich geht er der Frage nach, was bei Le Soldat über lesbische Sexualität erfahren werden kann und bleibt mit einigen Verwirrungen zurück.

Die AutorInnen im *sechsten Teil* legen unterschiedliche Debattenbeiträge im Spannungsfeld von weiblicher Homosexualität und Transgeschlechtlichkeit vor.

Der jüngst verzeichnete Anstieg von transmännlichen Entwicklungen bildet den Ausgangspunkt von *Sonja Dürings* Beitrag »Von der Variabilität des Begehrens zur Variabilität des Geschlechts: Einige Überlegungen zur Zunahme von FzM-Transsexualität«. Düring formuliert die These, dass dieser Anstieg als kulturelles Symptom begriffen werden kann: als Verwerfung der Weiblichkeit (der Mutter) in einer Gesellschaft, in der Geschlechteregalität und Selbstverwirklichung von Frauen nur scheinbar eingelöste Forderungen des Feminismus sind. Transmännlichkeit trete womöglich die Nachfolge der Anorexie an, so Düring.

Samuel Noah Werner entgegnet in seinem Beitrag, dass die Rede von einem epidemischen Anstieg von Transmännlichkeit in Anbetracht der relativ geringen Fallzahlen überzeichnet ist, und führt die relative Zunahme von transmännlichen Entwicklungen unter anderem auf veränderte Diagnosekriterien zurück. In der Beschwörung einer Epidemie und in der seines Erachtens fragwürdigen These einer Ansteckung durch soziale Medien sieht Werner einen Aushandlungsprozess in Bezug auf das Geschlechtliche sowie einen Generationenkonflikt vor dem Hintergrund verbesserter Möglichkeiten zur Umsetzung von Transitionswünschen.

Annalina Kretz zeichnet schließlich in ihrem Beitrag »Lesbianismus als idealisierte Weiblichkeit. Radikal- und transfeministische Bezüge auf

lesbische Sexualität« die Idealisierung von Weiblichkeit und die projektive Verdammung von Männlichkeit und Penetration als wesentliche Züge des politischen Lesbianismus nach. Die Misandrie, so Kretz weiter, sei ein überlappendes Moment von zwei sich gegenseitig verteufelnden Seiten: dem transfeindlichen Radikalfeminismus und einigen queerfeministischen Translesben.

Der *siebte Teil* stellt eine kulturwissenschaftliche und eine historische Perspektive auf die weibliche Homosexualität bzw. auf Geschlecht und Sexualität überhaupt vor.

In ihrer filmanalytischen Diskussion von Lucía Puenzos *Das Fischkind* (2009) zeichnet *Insa Härtel* nach, wie Puenzos Film auf allen Ebenen von Grenzverletzungen, -überwindungen und -verwischungen durchzogen wird. Nicht Lesbischsein selbst steht im Fokus bei Puenzos, sondern dessen sozial-familiäre Einbettung und Verwobenheit – so eine der Feststellungen in Härtels vielschichtiger Filmdiskussion. Eine weitere: Ohne selbst klischeefrei zu sein, gelingt es Puenzos, die Ambivalenzen einer *lesbian utopics*-Erzählung neu zu verhandeln.

Julia Holzmann und *Eva Marie Lechner* geben daraufhin einen historio-graphischen Einblick in das Leben von Catharina Margaretha Linck alias Anastasius Lagrantius Rosenstengel (ca. 1687–1721). Rosenstengel wurde als Frau geboren, lebte den Großteil seines Lebens als Mann und wurde schließlich als Frau wegen sexueller Beziehungen mit anderen Frauen zum Tode verurteilt. Aus heutiger Perspektive scheint nicht eindeutig, ob Rosenstengel lesbisch, transmännlich oder keines von beidem war. Und die Autorinnen plädieren schließlich dafür, auch diese Geschichte verstehen statt sie mit heutigen Begriffen vorschnell erklären zu wollen. Der Beitrag gibt fachkundliche Einblicke in eine Zeit, in der das Lärmen des Begehrens mittels drakonischer Strafen in Schach gehalten werden sollte, und zeigt das Wirken von Unterdrückungsmechanismen, die auch das lesbische Begehren betrafen.¹

Dieser Band endet mit einem Nachruf auf die 2019 verstorbene psychoanalytische Psychotherapeutin, Theoretikerin und Sexualwissenschaft-

1 Da dieser Beitrag keinen unmittelbaren Bezug zur Psychoanalyse aufweist, sei an dieser Stelle erwähnt, dass wir im Anschluss an die Tagung dazu aufgerufen haben, auch nicht-psychoanalytische Beiträge einzureichen, die sich dem Lesbischen – mitsamt seiner Geschichte – widmen. Wir halten eine solche historisierende Erweiterung des Blickfeldes für eine große Bereicherung.

lerin Sophinette Becker. *Patrick Henze-Lindhorst* erinnert an die Lebensgeschichte Beckers und gibt Einblicke in verschiedene Aspekte ihres Werkes, wie ihre Arbeiten zu AIDS, Trans, Zeitdiagnosen und weiblichen Perversionen.

Literatur

- Alves, E. M. (Hrsg.). (1993). *Stumme Liebe: der »lesbische Komplex« in der Psychoanalyse*. Freiburg: Kore.
- Freud, S. (1920a). Über die Psychogenese eines Falles von weiblicher Homosexualität. *GW XII*, 271–302.
- Freud, S. (1926e). *Die Frage der Laienanalyse*. *GW XIV*, 207–286.
- Henze, P., Lahl, A. & Preis, V. (Hrsg.). (2019). *Psychoanalyse und männliche Homosexualität: Beiträge zu einer sexualpolitischen Debatte*. Gießen: Psychosozial-Verlag.

Biografische Notizen

Victoria Preis ist Psychologin und Kulturwissenschaftlerin. Ihre Forschungsschwerpunkte sind Psychoanalyse, Sexualität und Geschlecht. Aktuell befindet sie sich in Weiterbildung zur Psychoanalytikerin in Berlin und publiziert im Bereich Psychoanalyse und Sexualität, z. B. *Psychoanalyse und männliche Homosexualität: Beiträge zu einer sexualpolitischen Debatte* (Hrsg. mit P. Henze und A. Lahl, 2019, Gießen: Psychosozial-Verlag).

Aaron Lahl ist Psychologe und promoviert zu psychoanalytischen Perspektiven auf die Masturbation. Er arbeitet als Lehrbeauftragter an der Internationalen Psychoanalytischen Universität Berlin und ist Redakteur der psychoanalytischen Zeitschrift *RISS*. Veröffentlichungen im Themenbereich Psychoanalyse-Sexualität, z. B. *Psychoanalyse und männliche Homosexualität: Beiträge zu einer sexualpolitischen Debatte* (Hrsg. mit P. Henze & V. Preis, 2019, Gießen: Psychosozial-Verlag). <https://www.ipu-berlin.de/lehrbeauftragte/lahl-aaron/>

Patrick Henze-Lindhorst, Dr. phil., ist Psychologe und Geschlechterforscher. Er promovierte zur Schwulenbewegung der 1970er Jahre in Westdeutschland mit *Schwule Emanzipation und ihre Konflikte* (Querverlag 2019). Er ist Herausgeber sexualpolitischer Sammelbände wie *Beißreflexe* (Querverlag 2017), *Selbsthass & Emanzipation* (Querverlag 2016) und *Psychoanalyse und männliche Homosexualität* (Hrsg. mit A. Lahl & V. Preis, Psychosozial-Verlag 2019) sowie Kurator von Ausstellungen wie *Faszination Sex* über Martin Dannecker im Schwulen Museum. Henze-Lindhorst ist außerdem Referent in der Erwachsenenbildung beispielsweise in der Akademie Waldschlösschen. www.patrick-henze.de

Historie

Psychoanalyse und weibliche Homosexualität

Ein historischer Abriss

Aaron Lahl, Patrick Henze-Lindhorst & Victoria Preis

Im Folgenden geben wir einen historischen Überblick zum sich wandelnden Verhältnis der Psychoanalyse zur weiblichen Homosexualität. Wir differenzieren dabei vier Phasen, aus denen wir einzelne theoretische und klinische Beiträge herausgreifen und diskutieren.

Frühphase

Die Psychoanalyse hat in ihrer Entstehungsgeschichte ein ambivalentes Verhältnis zu den sexualmoralischen Fragen ihrer Zeit unterhalten. In historischen Rückblicken wird dieses Verhältnis häufig durch eine »Einerseits-Andererseits«-Figur beschrieben, die eine progressive Seite einer normativ-konservativen Seite der frühen Psychoanalyse gegenüberstellt, zum Beispiel: Einerseits hat Freud mit dem Theorem der polymorph-perversen Triebanlage des Menschen eine Sexualtheorie entwickelt, die sich von der Fixierung auf Fortpflanzung und Genitalien lossagt; andererseits unterwarf sein ethisches Postulat einer reifen genitalen Sexualität die Polymorphie des Begehrens wieder dem normalen Geschlechtsverkehr. Oder: Einerseits schärfte die Psychoanalyse seit den frühen Hysterie-Texten das Bewusstsein für die sexuelle Subjektivität von Frauen; andererseits haben die psychoanalytischen Weiblichkeitstheorien (Penisneid, Passivitätsschub usw.) der Unterdrückung weiblicher Sexualität zugearbeitet. Und schließlich: Einerseits unterlief Freuds Annahme der konstitutionellen Bisexualität des Menschen die Heteronormativität seiner Epoche; andererseits wurde die Homosexualität im psychoanalytischen Denken – auch bei Freud – als Abweichung und Störung begriffen.

Auch in Anbetracht der frühen psychoanalytischen Arbeiten, die sich mit der *weiblichen* Homosexualität befassen, drängt sich eine solche Gegenüberstellung auf. So finden wir in Freuds klassischer Fallstudie zur weiblichen Homosexualität (1920a) auf der einen Seite eine Reihe von Momenten, die uns aus heutiger Sicht problematisch erscheinen, zuvorderst die notorische Gleichsetzung von lesbischem Begehren mit Männlichkeit, laut Anne Worthington (2011) die »unbewusste Regel« des psychoanalytischen Diskurses zur lesbischen Sexualität. Auf der anderen Seite jedoch wird die Reduzierung des lesbischen Begehrens auf Männlichkeit von Freud auch relativiert, etwa wenn er im selben Text das somatische Geschlecht, den psychischen Geschlechtscharakter und die Objektwahl als tendenziell unabhängig voneinander begreift (Freud, 1920a, S. 300). Zudem bemerkt er im Sinne seiner Bisexualitätstheorie, »dass auch die normale Sexualität auf einer Einschränkung der Objektwahl beruht« (ebd., S. 276) und erteilt schließlich Bemühungen, Homosexualität zu »heilen«, eine Absage (ebd.).

Freud war im Spektrum des analytischen Diskurses sicherlich auf der liberalen Seite positioniert.¹ Doch auch bei anderen AutorInnen der Frühzeit lässt sich ein Schwanken zwischen einer normativ-pathologisierenden und einer unvoreingenommenen Haltung nachzeichnen. Helene Deutsch (1932) etwa, die angibt, insgesamt elf homosexuelle Frauen behandelt zu haben, lässt zwar keinen Zweifel daran, dass sie Heterosexualität als die reifere Entwicklungslösung begreift und einige ihrer Theoreme wie der Passivitätsschub der Frau waren auch zu ihrer Zeit schon rückständig. Doch häufig taucht in Deutschs Falldarstellungen auch das Erfüllende und Beglückende in der lesbischen Liebe auf, das in einem Fall sogar, wie sie schreibt, durch die analytische Behandlung erst ermöglicht wurde (ebd., S. 225).² Weibliche Homosexualität wurde bei Freud, Deutsch und weiteren zwar nie anders denn als Abweichung begriffen. Doch es scheint, dass nicht selten der neugierige Impuls des Verstehenwollens dem Bestreben, diese Abweichung zu »korrigieren«, die Waage hielt.

-
- 1 Er konnte sich mit seinem Votum gegen den Ausschluss homosexueller Kandidaten von der psychoanalytischen Ausbildung nicht durchsetzen (vgl. Gschwind, 2015, S. 637ff.). Lesbische Analytikerinnen standen nicht einmal zur Debatte.
 - 2 In ihrer Theorie begreift Deutsch die lesbische Entwicklung nicht alleine als Fixierung auf die präödpale Mutter, sondern als Rückkehr zur Mutter unter Mitnahme ödipaler Strömungen. Teresa de Lauretis (1999) hat darauf hingewiesen, dass darin durchaus der Begriff einer progressiven lesbischen Entwicklung angelegt ist (S. 74ff.).

Eine einheitliche Theorie zur weiblichen Homosexualität hat diese Zeit nicht hinterlassen, wohl aber eine Handvoll Theoreme, die in den darauffolgenden Jahrzehnten wieder aufgegriffen und in unterschiedliche Theoriegebäude übersetzt wurden: der Männlichkeitskomplex (Penisneid, männliche Identifikation, mangelnde Integration der weiblichen Genitalien), der Mutterkomplex (orale Fixierung, später: mangelnde Separation), die gescheiterte Ausbildung eines heterosexuellen Ödipuskonfliktes, die Rückführung dieses »Scheiterns« auf elterliches Fehlverhalten (die kontrollierende Mutter, der schwache/zurückweisende Vater) oder das Begreifen der homosexuellen Liebe als narzisstisch-reparatives Selbstvertauschungsgagieren (sie liebt die Partnerin so, wie sie als Kind nie geliebt wurde, oder: sie sucht ihren eigenen verworfenen Körper in der Partnerin).

Homosexuellenfeindliche Hochphase

Anders als die Texte der frühen Psychoanalyse, die nicht unbedingt konservativer als der Zeitgeist waren, müssen viele Arbeiten der 1950er bis 1990er Jahre als aktiver Widerstand gegen die gesellschaftliche Liberalisierung gelesen werden. Wir beobachten in ihnen auch ein intensiviertes Bestreben zur »Korrektur« der Homosexualität und sprechen deshalb von einer antihomosexuellen Hochphase. Die bis in die 1990er Jahre kaum hinterfragte Auffassung der Homosexualität als Entwicklungsstörung begründete in dieser Zeit den fortgesetzten Ausschluss homosexueller BewerberInnen von den analytischen Ausbildungsinstituten.³

Auch wenn man viele Texte dieser Epoche heute nur haareraufend lesen kann, halten wir es für verkürzt, sie einfach als Irrtümer entsorgen zu wollen. Wir gehen sogar davon aus, dass einige dieser Theorien nützlich sind, um ein Verständnis für pathologische Phänomene und Verläufe bei lesbischen Frauen zu entwickeln. Allerdings beobachten wir, dass die heteronormativen Vorurteile und der Wille, die Gültigkeit dieser Vorurteile

3 Die in Frankreich von Jacques Lacan begründete Schule stellt in gewissem Grade eine Ausnahme dar. Lacan begriff (männliche und weibliche) Homosexualität zwar als Perversion, sah aber im perversen Begehren auch das Wesen der Liebe verkörpert. Élisabeth Roudinesco (2016) zufolge strebte Lacan weder eine therapeutische Korrektur der Homosexualität an, noch schloss er homosexuelle AusbildungsbewerberInnen aus. Seine SchülerInnen sind ihm darin freilich nicht immer gefolgt.

unter Beweis zu stellen, die AutorInnen dieser Epoche vom Pfad der Psychoanalyse selbst abgebracht haben.

Wir greifen ein Beispiel heraus. Der Schweizer Psychoanalytiker Jean-Michel Quinodoz (1989), dessen Ansichten exemplarisch für die kleinianische Spielart dieses Paradigmas sind, begreift die weibliche Homosexualität als perverses Abwehrbollwerk, das zugleich vor einer tieferen Regression in die Psychose schütze und eine Progression ins Normal-Neurotische ver-eitele:

»Like any perversion, homosexuality in women is a defence against paranoid anxieties which could lead to delusions (the delusion of attacking the mother's belly or of being shut inside it, or a retaliation psychosis), and at the same time against the depressive anxieties which are an obstacle to acceptance of separation from the mother and to working through the pain of the depressive position, which would allow advanced identifications with the mother and father« (S. 57).

Quinodoz differenziert zwei Typen der weiblichen Homosexualität: diejenigen, die sich als Baby oder Kleinkind, und diejenigen, die sich männlich identifizieren, das heißt, die dem Vater einen idealisierten und zugleich entwerteten Penis rauben. Im letzteren Falle spricht er von einer verhältnismäßig reifen Form, da hier eine rudimentäre Mutter-Kind-Trennung sowie eine Differenzierung der Geschlechter vorliege. In beiden Fällen gälte aber die Struktur der doppelten Abwehr nach oben (Neurose) und nach unten (Psychose) und in beiden Fällen verortet Quinodoz die Hauptfixierungsstelle auf der oralen Stufe, denn auch der Penisneid, der im zweiten Fall zur identifikatorischen Aneignung des väterlichen Penis führe, sei letztlich nur ein Derivat eines stark empfundenen Neides auf die Brust der Mutter (ebd., S. 60).

Es fällt nicht schwer, zu zeigen, dass Quinodoz in seinen Reflexionen von homosexuellenfeindlichen Vorurteilen geleitet wird. Wenn er über lesbische Beziehungen spricht, bewegt er sich automatisch im pathologischen Register, selbst da, wo er Banalitäten ausspricht:

»Manifest female homosexuality is when a woman needs a female partner to act out her homosexuality. The instinctual needs of these women do not get sufficient gratification in fantasies, as they do when these tendencies remain latent. Manifest homosexual women need discharge with a partner in order

to obtain satisfaction. From the point of view of the psychical economy, there is therefore a fundamental difference between an organized perversion which is acted out and homosexual tendencies which remain in the realm of fantasy« (ebd., S. 58).

Die Schlussfolgerung im letzten Satz (»therefore«) ist erschlichen. Dass zwischen manifester und latenter Homosexualität vom Gesichtspunkt der psychischen Ökonomie aus eine *fundamental difference* besteht, kann aus der Tatsache, dass manifest homosexuelle Frauen Partnerinnen für ihre sexuelle Befriedigung brauchen, nicht abgeleitet werden. Die fundamentale Differenz wurde von Quinodoz schon vorausgesetzt, nämlich als Wertdifferenz zwischen heterosexuellem und homosexuellem Sex: Das eine macht man, ohne dass es weiterer Erklärung bedürfte, das andere »agiert« man (*act out*), wie man einen unbewussten Konflikt ausagiert, der noch nicht therapeutisch durchgearbeitet wurde.

Unschwer ist auch zu erkennen, wie die Heteronormativität mit patriarchalen Vorurteilen Hand in Hand geht – ein Zusammenhang, der die psychoanalytische Literatur von Beginn an durchzieht.⁴ Quinodoz hält die Homosexualität seiner Patientin nicht nur für eine »failure of her female identity« (ebd., S. 60), sondern ihre Tätigkeit als wissenschaftliche Forscherin auch für eine vergebliche omnipotent-phallische Besetzung, zwecks ebenso vergeblicher Abwehr ihrer Weiblichkeit. An anderer Stelle im Text heißt es, dass die Aufnahme einer lesbischen Beziehung in sich schon als »a destructive fulfilment of envy« begriffen werden könne, »because, in so possessing her partner, the homosexual woman deprives her of her heterosexual possibilities, i.e. of having a husband and children« (ebd., S. 59).

Um uns zu wiederholen: Wir glauben nicht, dass alles, was Quinodoz sagt, zwangsläufig falsch ist. Wir denken aber, dass der Heterozentrismus auf theoretischer und praktischer Ebene Symptome erzeugt, statt sie zu lösen oder aufzudecken.

Als ein Symptom auf theoretischer Ebene begreifen wir, dass das Verständnis von Liebe, Sexualität und Erotik insgesamt in Mitleidenschaft

4 Schon Freud (1920a) bezeichnete seine (gänzlich unpolitische) lesbische Patientin als »Frauenrechtlerin« (S. 298), weil sie an ihrem Penisneid elaborierte. Noch unverstelt heißt es bei Jones (1928) über eine Subgruppe von Lesben: »Zu dieser Gruppe gehört der bekannte Frauentypus, der sich unaufhörlich über das traurige Los der Frauen und die ungerechte Behandlung, die ihnen von den Männern zuteilwird, beklagt« (S. 19f.).

gezogen wird, weil es dem antihomosexuellen Leitmotiv untergeordnet wird. Quinodoz nennt drei mögliche Funktionen, die die Partnerin für die homosexuelle Frau erfüllen könne (ebd., S. 58f.): Sie könne erstens dazu dienen, einen Mangel zu verleugnen und fetischistische Onnipotenzfantasien auszugieren. Zweitens könne sie als Container für projektive Identifizierungen dienen, zum Beispiel im Sinne einer Projektion idealisierter Weiblichkeit, die identifikatorisch an der Partnerin genossen werde. Schließlich könne sie drittens der Abwehr oder dem Ausagieren von Neid dienen, was sich zum Beispiel in Besitzansprüchen in Bezug auf die Partnerin äußere. Was Quinodoz nun in seinen Ausführungen über mögliche Funktionen der lesbischen Partnerin nicht bemerkt, ist, dass er schlicht Dimensionen des Liebeslebens beschreibt, die universell anzutreffen sind. Welche Liebe ist frei von Onnipotenzfantasien oder projektivem Depotieren idealer Geschlechterkonzeptionen im Gegenüber? Und welche Beziehung kennt keine Eifersucht und Besitzansprüche? Es ist nicht die Frage, ob diese Momente auftreten, sondern, wie sie in die Beziehung integriert werden.

Es wäre hier eine begriffliche Arbeit nötig, die aufzeigt, wann das fetischistische, das projektiv-identifikatorische oder das neidische Moment die Oberhand gewinnt und Kompromissbildungen scheitern. Doch eine solche Arbeit, die notwendig Kriterien einer reifen Liebe aufstellen müsste, welche unabhängig von der sexuellen Orientierung gelten, wird weder bei Quinodoz noch in den meisten anderen Texten dieses Paradigmas geleistet. Sie begnügen sich mit schlagwortartigen Hinweisen auf regressive und destruktive Züge in der lesbischen Liebe, um daraus weitreichende (und auf die Gruppe der Lesben überhaupt ausgedehnte) psychopathologische Urteile abzuleiten. Nie fragen diese Texte nach integrierenden Lösungen in der lesbischen Liebe und nie gehen sie ebenso kritisch an die heterosexuelle Beziehung heran. Die Begriffe der Psychoanalyse wandeln sich hier von Instrumenten des Verstehens sowohl der Hetero- wie auch der Homosexualität, zu Waffen im Kampf gegen die lesbische Liebe. Doch derart umfunktionierte Begriffe sind stumpf, können weder der Hetero- noch der Homosexualität gerecht werden.⁵

5 Eine der Hauptbegriffe, die derart umfunktioniert werden, ist die »Idealisierung«. Am Werk Elaine Siegels (1992) lässt sich das gut beobachten. Siegels Patientinnen lieben nicht, sie idealisieren. Und sie idealisieren eigentlich permanent, und zwar: ihre Mütter (S. 236), die »Weiblichkeit« (S. 78), »das Beziehungsvermögen ihrer Partnerinnen« (ebd.)

Wir vermuten, dass Quinodoz und KollegInnen die Konflikte der Liebe selbst bei ihren lesbischen Patientinnen deponieren (vgl. Poluda, 2000, S. 331f.). Eine symptomatische Folge dessen ist, dass die Fallstudien dieses Paradigmas in einem eigentümlich ambivalenten Ton verfasst sind, wie etwa Karin Flaake (1995) bemerkt hat:

»Auffallend in den meisten auf einer generellen Pathologisierung weiblicher Homosexualität beruhenden psychoanalytischen Ansätzen ist [...], daß sich neben der Schilderung psychischer Probleme und Defizite immer auch Formulierungen finden, in denen Faszination deutlich wird« (S. 874).

Eindrücklich finden wir dieses Moment der Faszination in den Arbeiten Joyce McDougalls⁶ und Masud Khans⁷. In anderen Zeugnissen dieser Epoche, allen voran den Arbeiten von Charles Socarides, beobachten wir hingegen, wie die Ambivalenz ein anderes Symptom hervorbrachte: aggressive Verstrickungen. Quinodoz und Socarides betonen nachdrücklich die Neigung lesbischer Patientinnen zu negativen Übertragungen:

und natürlich die »Homosexualität« (S. 21). So berichtet Siegel über ihre lesbischen Analysandinnen: »Alle idealisierten ihre homosexuellen Aktivitäten als ekstatischer und empfindsamer, als jeglicher heterosexueller [sic!] Kontakt jemals sein könnte« (S. 73). Warum weiß Siegel, dass das bloß eine Idealisierung ist? Wir denken: Weil sie die Heterosexualität idealisiert.

- 6 Fasziniert zeigt sich McDougall (1977, S. 285, 1989, S. 128f.) insbesondere dann, wenn sie die »reparativen« Funktionen der Homosexualität beschreibt. Wir vermuten, dass diese Faszination dem analytischen Geschehen förderlich war, denn ihre Fallgeschichten sind lesenswerte Zeugnisse analytischer Prozesse. In ihrem Spätwerk distanzierte sich McDougall (1997) von ihren früheren pauschal-pathologisierenden Texten (S. 74) und begriff auch die »normale« Sexualität als einen Selbstheilungsversuch (ebd., S. 338).
- 7 Khan (1989) berichtet den Fall einer jungen Frau, die während ihrer Analyse ihre ersten (homo-)sexuellen Erfahrungen machte. Seine Schilderungen schwanken zwischen Begeisterung und Schauer angesichts der Glücksgefühle seiner Patientin (»wirkte wie besessen von ihren Trieben«, S. 115). Den detailliert beschriebenen sexuellen Aktivitäten der Analysandin spricht Khan zwar eine Selbstheilungs-Funktion zu (libidinöse Neubestimmung des Körpers und Korrektur einer gestörten Mutter-Beziehung, S. 119ff.), muss sie im Gegenzug aber jenseits dieses temporären therapeutischen Nutzens nachdrücklich pathologisieren. Als Behandlungshinweis für homosexuelle Episoden während der analytischen Behandlung vermerkt er, man müsse »den eigenen Haß und Ekel wahrnehmen und kontrollieren können, um solchen klinischen Krisen und Stürmen standhalten zu können« (S. 149).